in der Gunst des Gatten durch die Spenden der Natur zu diesem kostbaren Tand weit mehr berechtigt sei als sie selber. Diana von Poitiers war aber nicht nur schön, sie war auch edel und selbstlos. Als nämlich ihr gekrönter Freund starb und Catharina, nur des Augenblicks gewärtig, wo sie, Haß und Tod erstimmend, der Nebenbuhlerin den Fuß auf den Nacken setzen könne, dieser durch ihren Sohn Franz II. jene Edelsteine abverlangen ließ, da zeigte sich, daß diese bereits bis auf das winzigste Stück in den Schränken des Königs vollständig vorhanden waren. Ueberhaupt haben die Kleinodien der Krone Frankreichs wiederholt zum Schmuck gedient für Frauen, die durch kein anderes Anrecht als durch die Gaben Aphrodites ihre Reize damit erhöhen konnte. Die schöne Agnes Sorel trug sie ebenso wie herrschsüchtige Mätressen, die Pompadour und die Dubarry. Aber wenn es vom gemünzten Golde heißt: „non olet", so so gilt dieser Grundsatz in vielleicht noch höherem Maße von dem glitzernden Gestein in den Truhen französischer Fürstinnen. Von den klassisch schönen Schultern Dianens von Poitiers wanderten sie auf diejenigen Maria Stuarts, als diese — ein kurzer Traum in ihrem so leidvollen, durch eigene Schuld tragisch verworrenen Dasein! — während einer knappen Zeitspanne als Gattin Franz II. die Krone der Valois trug. Auch Marie Antoinette nahm keinen Anstoß daran, sich mit jenen Edelsteinen zu schmücken, die vorher von der Pompadour und der nicht unbeträchtlichen Reihe der Nachfolgerinnen derselben getragen worden. Gerade damals mochten übrigens die französischen Krondiamanten so kostbar und reich gewesen sein wie niemals zuvor. Neben vielen anderen befand sich darunter der berühmte „Régent", einer jener historischen Diamanten, der später bei Napoleons I. Krönung den Griff seines Degens schmückte, der nicht minder wertvolle „Sancy" und der „Grande Table", ein Edelstein, für den Katharina von Medici ehedem die Hafenstadt Calais von den Engländern zurückkaufen wollte. Die letzte fürstliche Frau, die sich mit all diesem gleißenden Gestein schmücken durfte, war bekanntlich die Kaiserin Eugenie. Im Jahre 1878 entäußerte sich die Republik der französischen KronDiamanten, soweit diese noch aus dem Sturz des Kaiserreiches vorhanden waren. Ein Ausschuß von Sachverständigen schätzte den Wert der Schmuckstücke auf etwas mehr als 21 Millionen Francs, wobei freilich auf den „Régent" allein gänzlich Millionen kamen. Einige Heißsporne verlangten freilich noch besonders das Einschmelzen der sogen. „Kaiserlichen Krone", weil das Feuer Alles reinige.

Es ist selbstverständlich, daß auch eine so alte, reiche und ruhmvolle Dynastie, wie die Habsburger, über einen mächtigen Schatz von Juwelen aller Art verfügt. Allein er trat niemals so gleißnerisch in den Vordergrund, wie dies am Hofe der Valois und Bourbons der Fall gewesen. Gleichwohl soll das blonde Liesel, die Gemahlin Karls VI., des letzten eigentlichen Habsburgers, gar wunderhold ausgesehen haben, wenn sie geschmückt mit jenen Kleinodien, die einst Maria von Burgund dem Hausschatze der Habsburger einverleibt, den Zaloschingsfestlichkeiten beiwohnte, die in den Punkgemächern der Burg zu Wien oder in denjenigen des von ihr so sehr geliebten Schönbrunns stattfanden. Wie die gesammten Lande der Habsburgischen Monarchie, so gingen auch die Kleinodien des alten Geschlechts auf die Tochter des „blonden Liesel", Maria Theresia, über; und so wie diese Fürstin hatten sie jedenfalls noch niemals eine gefleidet, wie viele ihrer in der stillen Kapuzinergruft zum ewigen Schlummer bei einander geselt waren. Allein Maria Theresia zeigte sich jedem Prunk abhold. Sie war so schön, daß sie dessen nicht bedurfte. Ihrem schlichten Sinne widerstrebte ein Tand, dessen ganze Wirkung sich nach Außen richtete. Als sie einst von den Summen vernahm, die ihre Tochter Marie Antoinette verschwendete, um einen Rubinenschmuck neu lassen zu lassen, mußte der Habsburgische Gesandte kurzweg bei Frankreichs junger Königin anfragen, „ob sie denn von Sinnen sei?" —

Der Reichthum an Juwelen und sonstigen Kleinodien bei den Hohenzollernfrauen datirt erst aus der Zeit, da diese Dynastie zu ihrer eigentlichen Machtstellung gelangte. Heute freilich dürfen sich die Schmuckgegenstände, über die die Hohenzollern-Frauen verfügen, in jeglicher Hinsicht mit denen auch der übrigen ersten Herrscherhäuser Europas messen. Die Gemahlin Kaiser Wilhelms II. besitzt einen Juwelenschatz von einem Reichthum und einer Mannigfaltigkeit der Einzelstücke, daß die Augen des Sterblichen, der all dies einmal zusammen zu sehen bekäme, davon ganz bestimmt geblendet werden müßten. Manches dieser Schmuckstücke ist von historischem Werth. So besitzt die Kaiserin ein Brillantendiadem, zu dem jene Hofschmiede verwendet werden, die einst Napoleon I. bei seiner Krönung in Notre-Dame am 2. December 1804 getragen. Sie wurde dann bei Waterloo unter „Marschall Vorwärts" von einem Husarenregiment erbeutet, und Friedrich Wilhelm III. ließ den vollen Werth für dieses Schmuckstück den tapferen Reitern, nachdem es genau abgeschätzt worden, auszahlen. Seit dieser Zeit befindet sich dies Kleinod im Kronschatze der märkischen Hohenzollern, um bei besonders festlichen Gelegenheiten von der jedesmaligen regierenden Kaiserin getragen zu werden.

Neben den Kleinodien, die regierenden Frauen aus dem Haus- oder Kronschatze der Familie zu Gebote stehen, giebt es nun ferner, die zu ihrem Privateigenthum gehören. Diese werden wohl von ihnen am Leibe getragen. Die Königin von England schätzt über Alles einen Ehrysoprasz. Sie betrachtet ihn gewissermaßen als ein Amulet, von dem sie sich nicht trennen mag. Immer führt sie diesen Stein in einem Schächtelchen bei sich oder hat ihn sonst in ihrer Nähe, da sie meint, es müsse ihr ein Mißgeschick widerfahren, wenn sie dieses Kleinods verlustig gehe. Die Königin von Italien schwärmt für Korallen; freilich soll die ebenso gutherzige wie schöne Frau diesen Steinen nicht zum Mindesten deswegen ein so großes Interesse zuwenden, weil sie damit einen Gewerbszweig ihres Volkes, der Jahre hindurch fast vollständig brach gelegen, hoch zu machen beabsichtigt. Die ermordete Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hinterließ ein: Sammlung von Opalen und Smaragden, wie sie reicher wohl schwerlich jemals in dem Juwelenschrein einer Sterbenden vorhanden gewesen. Die Zarin-Wittwe bevorzugt die Türkisen, die Kaiserin Friedrich den mild-abgetönten Silberglanz köstlicher Perlen. „Unsere Wilhelmine" schließlich Hollands jungfräuliche Königin, soll dem reinen Wasser herrlich geschliffener Diamanten den Vorzug vor jedem andern Gestein geben. Auf ihren Reisen zu befreundeten Fürstenhöfen und während ihres Aufenthalts in Paris trug sie fast beständig eine goldene Halskette mit einem eigenartigen Verschluß in Form einer wanzig Centimeter langen Schlange, deren Leib gleichfalls zum Theil um die Kette gewunden ist. Der Kopf dieses Kriechthieres besteht aus einem einzigen großen Diamanten von wunderbarstem Feuer. Körper und Schwanz sind aus lauter winzigen Gliedern zusammengesetzt, die wiederum dicht mit Brillanten besät sind. Diese „holländische Schlange" hat überall, wo sich die junge Königin zeigte, Bewunderung und jedenfalls — auch Neid bei mancher fürstlichen Gastochter erregt. Ein solches Schmuckstück kann man sich freilich auch nur leisten, wenn man die einzige, unbestrittene Erbin eines so reichen Herrscherhauses ist, wie desjenigen der Oranier, deren Schlußstein ja gewissermaßen „Oms Wilhelminetje" bildet.

Knack-Mandeln.

Auflösung des 473. Preisräthsels:
„Maler, Maler, Mauer, mager".

Richtige Lösungen gingen ein 110. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 110. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hermann Beyrich, M. Kulk, Martha Steinmetz, Gertrud Böge, Geh. Kitzig, H. Radunsky, Karl Rabe, Karl Holzhausen, Rose, Paul Kinitschel, Adolf Fiege, Meta und Rosa Leopold, Ferd. Benzmann, Felicitas v. Kleisky, L. Krämer, Willy Metzner, Hermann Suhle, Frau J. Arndt, L. Weber, Harry Steinmetz, Otto Hartmann, Karl Henrichs, Gust. Leitloff, Hermann Mertens, Otto Lauschk, Alfred Maaß, M. Gauch, Frau Lydia Stürrich, Wenuck, Ida Kaak, J. Lutans, Fritz und Willy, K. Hartmann, Marg. Lütge, Max Wagner, Th. Gosrau, Fr. Gothe, W. Zenzsch, M. Mahnhardt, Karl Schneider, Marie Wiener, O. Gruß, M. Lautenschläger, Albert Anton, E. Lampe, Rosa Uleicher, C. Kricklaedt, Rich. Schultze, M. Heuber, Schaller, Karl Porwoll, P. Krimmling, Frau Dippe, Martha Huhn, Haus Unterreiner, Marie Raue, Otto Beuse, H. Zeise, A. Schneider, Robert Beier, Bernh. Wolff, Erich Barth, Ernst Stamm, B. Heyer, Friedrich Just, Göhring, Ernst Grimm, Alma Weiß, Hermann Fischer, E. Wenzel, Katharina Zaekel, Frau Luise Paproth, Amanda Mußtopf, W. Brünner, Ernst Schulze, Margarethe Bölingen, Herm. Scharf, M. Pabst;

von auswärts von: Tietrich, Hans Lütge, Frau A. Brandt, Merseburg, R. Geller, Seeburg, A. Beiter, Grötz, H. Leubner, Mansfeld, Geschw. König, Reblitz, Selma Könnicke, Brachstedt, F. Heergesselle, Zörbig, Bertha Naumann, Passendorf, Richard Muth, Holleben, Wilhelm Thier, Holzweißig, Wilhelm Küchenbendorf, Kammendorf, Franz Hellwig, Lauchstädt, W. Brandt, Oberthau, Franz Hoffmann, Schilda, Karl Heuber, Berlin, Lina Doberitsch, Oppin, M. Glade, Falkenberg, Alfred Sträußer, Quedlinburg, A. Brauer, Rauendorf, Auguste Gieseler, Benkendorf, Oskar Dietrich, Wernigerode, Karl Steinbrecher, Dölau, C. Hemprich, Döllingen, Frau Minna Klapproth, Löbejün, P. Richter, Fritz Müller, Alsleben, A. Leubner, Heideloh, Altons Jung, Heilbronn, L. Heinrich, Höhnstedt, Wilhelm Fernschild, Kängelsau.

Preis: Shakespeare's sämmtliche Werke, eleg. geb.
entgegen auf **S. Könnicke**, Brachstedt.

474. Preisräthsel.

(Einsilbig.)

Es heißt, es raucht,
Wird viel gebraucht.
Kopflos am Meer
Hockt es umher.

Preis: W. Hauff's Novellen und Humorist. Gedichte von J. Just.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 31 — Halle a. S., den 5. August. — 1900.

Sonnenaugen.

Novellette von Käthe von Beeker.

(Nachdruck verboten.)

Die Frau Kommerzienrath hatte eine Landpartie arrangirt. Das geschah alle Jahre einmal, fiel in den Juli und war ein Vergnügen, das hauptsächlich den Kindern galt.

So eine Landpartie war in dem kleinen, masurischen Städtchen, dessen landschaftliche Lage eine hervorragende Aehnlichkeit mit einem auf flacher Schüssel liegenden Napfkuchen hatte, keine leichte und bequeme Sache. Es galt anderthalb Stunden durch tiefen, weißen Sand zu fahren, ehe man den Wald erreichte, und die Familienväter, die mit Wagen und Pferden gesegnet waren, fühlten sich nie sehr aufgelegt dazu, letztere für das besagte Vergnügen zu opfern; ebenso wenig waren die Familienmütter von der schattenlosen Fahrt in brennender Mittagsgluth hervorragend entzückt. Aber schließlich einmal im Jahr muß man doch eine Landpartie machen; die Kinder wollen in den Wald, wilde Blumen und Erdbeeren pflücken, Käfer, Schlangen und Schmetterlinge fangen, kurz all jene Vergnügungen genießen, die rings um das Städtchen, auf den laubigen Chausseen, Landstraßen und kahlen Wiesenwegen sich nicht ganz ausreichend betreiben lassen.

Und außerdem waren die Frau Kommerzienrath und die Frau Rechtsanwalt, die sich zu dieser Partie stets zusammenthaten, poetisch veranlagte Gemüther, und um die Zeit der wilden Rosen und Erdbeeren drängte es sie in jedem Jahre, unwiderstehlich, den „Schatten des ragenden Waldes" aufzusuchen, dort eigenhändig Reisig zu sammeln, um den „braunen Trank der Levante" zu kochen, und sich im Aroma selbstgepflückter Erdbeeren zu berauschen.

Rechtsanwalts hatten einen halbblinden Schimmel und einen halblahmen Braunen — zwei Rassepferde, wie die Frau Rechtsanwalt mit flammendem Stolz behauptete und dabei heimlich verachtend auf die letzten glänzenden Küchle der Kommerzienräthin blickte, die in ihrer Bohlgenährtheit, nach den Ansichten der ätherischen Dame, einen plebejischen Eindruck machten; Parvenümaturen, wie ihre Besitzerin, die gleichfalls glatt, wohlgenährt und glänzend, ihrerseits mit berechtigterem, stillem Mitleid auf das magere seelenhafte Gespann der lieben Freundin herabsah. Aber die Landpartie vereinigte alles, magere und fette Gäule, plebejische und ätherische Rathsfrauen und vor allen Dingen die jüngste Jugend des Städtchens, Flachs-, Roth- und Schwarzköpfchen in allen Altersstufen. Kommerzienraths hatten diesmal eine Nichte zum Besuch, ein junges Ding von achtzehn Jahren, nicht besonders hübsch, nicht besonders geistreich, nicht besonders zierlich, sondern ganz Alltagsmaare; mit rothen Backen und hellen Augen und nicht einen Pfennig im Vermögen. Ein armes, kleines Waisenkind, das bei der reichen Tante für ein paar Monate Unterschlupf gefunden hatte und sich dafür nach allen Seiten hin mit den verwöhnten, antipathischvollen Rangen derselben abplagen mußte.

Aber sie ist nie übler Laune, immer beweglich, immer dienstbereit und fidel, und nie um einen Ausweg verlegen. Erst hat sie geholfen Reisig sammeln und Kaffee kochen, dann die ganze kleine Bande betheilt und gefüttert, und zuletzt ist sie mit den Kleinsten und Kleinen tiefer in den Wald gezogen, um Erdbeeren zu pflücken, während die Mütter am Waldessaum zurückgeblieben sind und sich gegenseitig mit praktischen Redewendungen und zarten Empfindungen für Naturschönheit zu übertrumpfen suchen. Nun kommt es mit Gelärm und Gejubel zurück, alle Körbchen mit den rothen, duftenden Früchten gefüllt.

„Jetzt wollen wir unsere Erdbeeren essen! Alle haben wir aufgespart bis hierher, damit wir Zucker dazu kriegen!" schreit Kommerzienraths Aelteste, ein rothhaariger, angehender Backfisch mit unglaublich dünnen Aermchen und Beinchen, während der Frau Rechtsanwalt ihre Jüngste, die zum Kummer der zartgeistigen Mutter wie eine kleine wohlgenährte Gans einherwatschelt, in stiller Beschaulichkeit noch ein übriggebliebenes Stück Kuchen herunterschlingt.

„Rose", sagt die Frau Kommerzienrath zur Nichte — „wo ist denn der feine Zucker für die Erdbeeren? Male hat alles eingepackt, aber ich finde den feinen Zucker nicht." Während sich die Kinder im Moos unter den Eichen lagern, theilt Rose die Erdbeeren auf kleine Teller und sucht nach dem feinen Zucker. Aber der ist trotz allen Suchens nicht zu finden.

„Tantchen, den feinen Zucker hat die Male vergessen einzupacken. Die Kinder müssen die Beeren schon so essen."

Die Frau Kommerzienrath ist außer sich. Sie ist bei jeder Gelegenheit außer sich, — es ist so zu sagen ihr Lebensmotto. „außer sich" zu sein. „Um Gotteswillen, dann rühren die Kinder keine Erdbeeren an, dann ist das ganze Fest verdorben! Ich kenne meine Kinder, wenn die Erdbeeren nicht süß sind, so haben sie jeden Reiz verloren! — Wer kann denn auch saure Erdbeeren essen!"

„Ach, Tantchen, rege Dich doch nicht um solcher Kleinigkeit halber auf! Das geht alles auch so, man muß den Kindern die Erdbeeren mit Worten süß machen!"

Und sie geht ab mit den Tellern, hinein in den Waldeschatten, lachend, vergnügt, siegesbewußt plaudert sie den Kindern vor, wie süß diese Erdbeeren wären, ganz anders als die von den Bauerfrauen in die Stadt gebracht werden.

„Ach!" Sie schmeckt eine. „Zuckersüß — das wäre ein Jammer, wenn man da noch etwas dazu thun wollte! Jedes Aroma ginge verloren!" Der dicken Eva erzählt sie, daß alle Feinschmecker die Erdbeeren ohne Zucker äßen, der rothhaarigen Lisbeth, die auf ihren blüthenweißen Teint schon jetzt eitel ist wie eine Modeschönheit giebt sie die Versicherung, daß gezuckerte Erdbeeren leicht rothe Flecken in die Haut brächten; Oskar, dem schwärmerischen Verehrer der Robinsonade, lockt sie mit der Behauptung, daß sein Ideal selbstverständlich im Urwald seinen Zucker für seine Erdbeeren besitzt, — und so weiß sie jedem der verwöhnten, eigenwilligen Kinder, die alle bereit waren, mit Geschrei und Mißmuth den Zuckermangel zu einer brennenden Tagesfrage zu erheben, die duftige Frucht ohne Zuthat anzupreisen und verlockend zu machen, und das Gewitter der üblen Kinderlaune, das am Himmel schwebte und die ganze Partie zu stören drohte, löste sich unter ihren geschickten, fröhlichen Geplauder in besonderes Entzücken und besondere Genugthuung auf. Die Frau Rechtsanwalt, die einen ganz klaren Blick und gesunden Menschenverstand hat, sagt bewundernd zur Kommerzienräthin: „Die Rose ist ein Prachtmädchen, das mit sich und mit anderen immer gut fertig werden wird. Der kann kein Ungemach etwas anthun, sie wird stets verstehen, die Erdbeeren mit Worten süß zu machen!"

„Wird sie auch nöthig haben", meinte die Tante mit geringschätzendem Achselzucken — „denn Zucker hat so ein armes unbedeutendes Ding nicht vom Leben zu erwarten. Es ist mir doch schon lieber, daß meine Kinder solchen Selbsttäuschung nicht brauchen!"

* * *

Seitdem sind fünfzehn Jahre vergangen. Die Kinder, die damals im Walde sich von der fröhlichen Rose die Erdbeeren mit Worten süß machen ließen, sind in alle Himmelsgegenden verstreut und haben sich jahrelang nicht wiedergesehen.

Da trifft es sich, daß die Frau Justizrath, frühere Frau Rechtsanwalt, bei ihrer Schwiegertochter, Kommerzienraths rothhaariger Lisbeth, in Berlin zum Besuch ist, gerade als Rose, deren Mutter mit ihrem ältesten lahmen Kinde einen berühmten Professor konsultirt.

„Entfernt Du Dich noch der Cousine Rose, Mama?" fragte Frau Lisbeth, und auf die lebhafte Bejahung der Schwiegermutter fährt sie kopfschüttelnd fort: „Ich bin ganz außer mir, wie die sich konservirt hat! Trotz ihrer schweren Lebensschicksale sieht sie wie ein junges Mädchen aus."

Frau Lisbeth, die müde, angegriffen und verdrießlich auf einem Ruhebett liegt, hat die Lieblingsredensart ihrer Mutter acceptirt, sie ist auch viel „außer sich", und trotzdem das Leben sie stets mit allem umgeben hat, was angenehm, reich und wünschenswerth ist, sieht sie, sechs Jahre weniger zählt als Cousine Rose, gar nicht mehr wie ein junges Mädchen aus. Sie ist immer nervös, unzufrieden und leidend; das konservirt nicht sehr gut, und die Frau Geheimrath seufzt leise, als ihr Blick die überzarte Gestalt und das nuide Gesicht der jungen Frau streift. Dann fragt sie interessirt: „Wie hat sich ihr Leben denn gestaltet? Ich dachte immer, der müßte es gut gehen; sie hatte Sonnenaugen, mit denen sie von allen Dingen die freundliche, schöne Seite zu sehen verstand." — „Ja, das thut sie auch noch", sagte Lisbeth. „Unglaublich, — der Mann hat bankerott gemacht, die Stiefkinder haben sie halbtodt geärgert, ihr ältestes, eigenes Kind ist lahm — — —"

Da wird Frau Rose gemeldet und tritt blühend, klaräugig, frisch und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19000805045/fragment/page=0001

fröhlich in den Salon. Mit ihr kommt ein Hauch von Frühling, Klarheit und Sonnenschein in das Zimmer, und selbst Lisbeths müdes Gesicht belebt sich. Wie die Justizräthin sich theilnehmend nach ihrem Ergehen und Schicksal erkundigt, sagt sie strahlend: „O, mir ist es gut gegangen, ich habe ein reiches, schönes Leben hinter mir und erwarte von der Zukunft noch viel Glück und Freude!"

„Aber Rosel, wie kannst Du das sagen? Ich bin ganz außer mir!" wirft die Cousine ein. „Und Deine kleine lahme Gretel?"

Doch Rosel ist nicht aus der Stimmung zu bringen. „Ach, der Arzt hat mir Hoffnung gemacht, daß es besser wird. Und siehst Du, Lisbeth, sie ist das flügste von meinen Kindern, so geistig vertieft, wie ich mir stets eins gewünscht habe. Das ist aber erst durch das lange Leiden so recht ausgebildet worden. Da hat sie alles in sich suchen müssen, da geht von ihr ein Strahl von Größe, Selbstlosigkeit und Gemüthstiefe über uns alle aus, der ein Segen für die ganze Familie ist. Nein, gerade mit dem Kinde hat mich Gott sehr begnadet, ohne sie würde ich vielleicht mit meinen anderen vier Rangen nicht immer so leicht fertig; um ihretwillen bezwingen und erziehen sich die Kleinen." „Denke nur, Mama", seufzte Lisbeth kopfschüttelnd, — „fünf eigene und drei Stiefkinder, und die Frau lebt noch!" — „Mich machen meine beiden Kinder schon halb todt!"

Rosel lacht mit dem ganzen Gesicht. „Du hast eben zu wenig, viel Kinder erziehen sich leichter!" „Na, ich denke, mit Deinen Stiefkindern hast Du es gerade nicht leicht gehabt!"

„Nun im Anfange nicht", giebt die junge Frau zu. „Aber das war für mich sehr gut, da habe ich viel gelernt, was mir späterhin bei meinen eigenen sehr zu Gute gekommen ist. Und dann denke nur, der Triumph und Genuß, solch sprödes, widerwillige Herzen zu erobern! Das war fast das Schönste in meinem Leben!"

Die Justizräthin nickte lächelnd. „Außerdem, wenn man einen Mann sehr liebt — — —"

„Ach, Mama", unterbricht Lisbeth sie wegwerfend — „das war doch keine Liebesheirath, sondern nur eine Versorgung!"

Rosel erröthet bei den ungarten Worten der Cousine. „Da hast Du doch nicht so ganz recht", sagt sie ernst. „Ich war meinem Manne damals sehr dankbar, daß er mich armes, verlassenes Ding in sein Haus und an sein Herz nahm, und ich hatte ihn aus dieser Dankbarkeit heraus aufrichtig lieb. Es ist keine Kleinigkeit, ein ganz armes Mädchen zur Frau zu nehmen — —"

„Wenn man Wittwer mit drei Kindern ist, scheint mir das Opfer nicht sehr groß", — spöttelte Lisbeth. „Vielen Dank bist Du ihm auf keinen Fall schuldig, da er bald darauf Bankrott machte."

„Doch, Dank bleibe ich ihm ewig schuldig, und was den Bankerott anbetrifft, so war der für mich kein Unglück. Ohne den hätte ich meinen Mann vielleicht nie so verehren, so hochhalten, so lieben gelernt, wie ich es jetzt thue. In jenen schweren Zeiten haben wir in gemeinsamer Sorge, im gemeinsamen Kampf uns erst so recht von Herz zu Herz gefunden, und jetzt, wo wir das alles überwunden haben und durch gemeinsame Arbeit wieder in geordneten, guten Verhältnissen sind, da möchte ich diesen Bankerott fast segnen als eine Prüfung, mit der Gott mich zum wahren Glück geführt hat."

„Wenn man Dich hört, Rosel, wie Du die Dinge zu drehen weißt, könnte man beinahe außer sich gerathen!" — Frau Lisbeth lachte nervös auf. „Mama, was sagst Du nur, ist sie nicht eine merkwürdige Frau geworden?"

Die Angerufene warf einen schwer zu enträthselnden Blick auf die Schwiegertochter, dann beugte sie sich zu der anderen jungen Frau hernieder und küßte zärtlich deren rosige Wange.

„Merkwürdig geworden? Mein Kind, sie ist geblieben, wie sie war, nur tiefer hineingewachsen in die Kunst, den Dingen die sonnige Seite abzugewinnen. Damals machte sie die sauren Erdbeeren mit Worten süß, jetzt macht sie die schweren Lebensschicksale mit einem großen liebevollen und klugen Herzen leicht!"

Auf dem Schützenplatze!

Von Ewald Meister (Leipzig).

(Nachdruck verboten.)

Am Schieß-Stand.

Das Königlichschießen in Hellwangen hatte sich von Jahr zu Jahr mehr zu einem großen Volksfest ausgebildet. Wenn man heute die biederen Mitglieder der Gilde ausrücken sah, konnte wirklich in niemandem eine Erinnerung auftauchen an die Glanzzeit dieser Feste im 16. Jahrhundert, denn die Hellwanger gingen mit ihren antiquirten Schießprügeln um, als ob sie mit Backschaufel und Ofengabel hantirten. Das verschlug aber Jung-Hellwangen wenig. Für dieses waren die Musikkapelle und die Karussels und Irrgärten und Würstchen und Bratheringe und Pfefferkuchen die Haupt-Attraktionen des Festes.

Am Schießstand herrschte das regste Leben. Der Büchsenlader brachte den Ladestock nicht aus der Hand, sein großes Pulverhorn war schon zur Hälfte leer.

„Ach, guten Tag, Herr Meister", wandte er sich an ein kleines dickes Männchen, das sich mühselig durch die Thür arbeitete. Das war der Bäckermeister Thiele, der „König" vom vorigen Jahre, dem ein Silberschild von beängstigender Größe auf der breiten Brust baumelte. „Na", fuhr der Büchsenlader vertraulich fort, „wollen wir denn wieder ein Meisterschützchen abgeben? Man ruhig Blut, — der windige Schneider darf Sie unmöglich umstechen!"

„Dieser Werner ärgert mich noch halb todt", lamentirte der dicke Bäcker, „er ist mir immer dicht auf den Fersen. Ich 69 Points, er 68... Aber warte nur, drei Kernschüsse noch, dann liegt er unten. Jetzt werden wir erst mal seine neuesten Leistungen sehen, — er ist jetzt an der Reihe ..."

Draußen ein scharfer Knall, — gleich darauf Böllerschüsse, einer, zwei, drei, — auf dem Kugelfang fliegen die drei Ritter empor und machen ihre Komplimente gegen den Schießstand: ein Kernschuß. Triumphirend eilte der Schneidermeister in den Laderaum. „Na, Herr Schützenbruder, jetzt noch so'n Treffer, dann noch einer und das Königsschild müssen Sie runter thun."

Der Bäcker pustete vor Wuth. „Sie Nadelheld", knurrte er, „Sie hat an Stand unserer Gilde zugeführt"!

Aber der nächste Schuß, — dasselbe Resultat. Böller, Komplimente, Kernschuß Nummer zwei.

„Das ist ja zum aus den Häuten zu fahren", tobte der Bäcker, „wissen Sie, Wißner", wandte er sich an den Büchsenlader und drückte ihm etwas Blankes, Rundes in die Hand, „wenn ich diesen Menschen jetzt noch ausstoche, dann . . . ., na Sie wissen schon!"

Der Lader nickte, und als der Schneider hereinkam und seine Flinte laden ließ, stieß der mit seinem Ladestock auf den Propfen, als ob er den unten wieder hinausstoßen wollte. Als er den Stock wieder aus dem Laufe herausgezwängt hatte, meinte er achselzuckend: „Scheint'n bischen Werf drinnen geblieben zu sein."

Der Schneider zog freudigen Antlitzes mit seiner treu erprobten Flinte los. Er legte vorsichtig auf, nahm die Distanz und zielte langsam und sicher, dann berührte er leise den Drücker . . . Bumm, dröhnte es, der Kölben erhielt einen gewaltigen Rückschlag, eine ungeheure Pulverwolke wirbelte aus der Laufmündung, — dann blieb es todtenstill. Man sah die Zieler rathlos um die Scheibe laufen, sie suchten in den weißen, in den schwarzen Ringen, — nichts war zu finden, nicht das kleinste Loch! Dann winkten sie lustig mit ihren Zielfähnchen: der Schneider hatte nur der Lust, nicht aber der Scheibe Unbequemlichkeiten bereitet.

Der Bäckermeister Thiele lachte spöttisch auf und ergriffe zwei zwölfer und eine eli, — damit verblieb das Königsschild ein weiteres Jahr für ihn reservirt. Der Lader aber klapperte vergnügt mit noch einigen „Blanken", die sich inzwischen in seiner Tasche vorgefunden hatten . . . .

Auf der Vogelwiese.

Am Spätnachmittage hatte sich auf der Vogelwiese ein ohrzerreißender Spektakel erhoben. Mit Pauken, Trommeln und Trompeten kündigten die Besitzer der Schaubuden ihre Sehenswürdigkeiten an.

„Immer 'ran, meine Herrschaften", gröhlte ein Mann in einer Phantasie-Husaren-Uniform und bearbeitete mit wuchtigen Schlägen eine Pauke, „in fünfzehn Minuten beginnt die Vorstellung." Ein ellenlanges Programm à la Circus Renz. Zum Schluß: Die Jagd auf die Najaden, Ballet-Einlagen vom Balletmeister Aegir. Noch nie dagewesen, selbst in Berlin noch nie gesehen!"

„Hierrr, Hierrr", schrie ein anderer und schlug wütend auf eine Dreiangel, „das Lachen um jeden Preis. Sie stehen vor Lachen Kopf, Sie lachen sich dick und dünn. Ferner ins Lachkabinet, das ist interessant und amüsant!"

Das Publikum lauschte andächtig diesen Lobreden, aber es erwärmte sich so recht weder für den Balletmeister Aegir noch für das dick und dünn Lachen. Aber vor der Nebenbrücke staute sich das Volk. Da waren im Vorraum einige dicke Schlangen, einige Todtenköpfe und kreuzweis über einander gelegte Knochen zu sehen, ein Kanoe, das aus irgend einer Oberflottille ausrangirt worden war, baumelte von der Decke und Spieße und Hellebarden steckten rundum.

„Verehrtes Publikum!" erklärte der Manager, „hier sehen Sie den Häuptling Ka-lau-wai-ka von den Herkuleksinseln, die jüngst von einer deutschen Straf-Expedition beschossen worden sind, weil Ka-lau-wai-ka zwei Deutsche gefangen genommen, ermordet und verspeist hatte. Dort sehen Sie noch die Schädel und Knochen, welche dem Kannibalen zu hart gewesen sind. Ka-lau-wei-ka wurden gefangen genommen. In Paris habe ich ihn gekauft. Jetzt wird er vor Ihnen sein erstes Abendessen einnehmen, lebende Kaninchen und Katzen. Ka-la-wei-ka, — raus!" brüllte der Mann aus Leibeskräften.

Hinter dem Vorgange ertönte eine Art Grunzen.

„Ka-lau-weika . . . .", schrie er noch einmal.

Wieder das Grunzen.

„Entschuldigen Sie, meine Herrschaften", lächelte der Manager, „ich muß mal nachsehen. Wahrscheinlich hat er noch nicht den richtigen Appetit. Er hat sich gestern eine kleine Magenindisposition zugezogen, weil er aus Versehen einen Igel mit Haut und Stacheln verzehrt hat." Damit verschwand er hinter dem Vorhange.

Auf einer Tonne hockte ein schwarzer Kerl, der sich gräulich bemalt hatte und sich in eine Pferdedecke einwickelte.

„Na, August", herrschte ihn sein Manager an, „vorwärts, — raus!"

„Nee", erklärte August, „ich thu' nicht mehr mit. Von der Kälte hab' ich's Reißen gekriegt und mei Magen is auch schon kaput! Ich trete in den Strike. Weiter wird nur unter folgenden Bedingungen gearbeitet: drei Mark Zulage täglich, für jedes Karnickel 50 Pfennig extra. Neunstündiger Arbeitstag, Budenschluß 9½ Uhr, von da ab Ueberstunden mit Doppelsatze. Co, wenn Se det nich wollen, dann kenn' Se sich Ihre Karnickel alleine fr. . ."

„Du Lump", knurrte der Manager, „so traktirst Du mich jetzt, nachdem ich Dich aus der Patsche gerissen habe. — Du weißt doch, wenn ich nicht dazwischen fuhr, steckest Du längst hinter den schwedischen Gardinen. Aber was will ich machen?

Das Publikum tobt draußen. Ich will also Deine Bedingungen annehmen. Hier ist der Lohn für diese Woche gleich im voraus, — aber das Eintrittsgeld wird auch erhöht und zwar um das Doppelte. Bei so'nem riskanten Geschäft muß man ja mit 50 Procent arbeiten bei den theuren Kaninchenpreisen."

August wickelte sich aus seiner Decke, ergriff einen keulenartigen Knüppel und tobend betrat Ka-lau-wai-ka den Vorraum der Schaubude . . . .

* * *

Das Feuerwerk.

Sie waren die glücklichsten Menschen in ganz Hellwangen. Trotz dreijähriger Ehe hatte noch nicht ein Wölkchen ihren Ehehimmel getrübt. Leo besaß eine auskömmliche Stellung, sie war ein spartsames Frauchen, und als ihnen ein Töchterchen geboren wurde, kannte ihre Freude keine Grenzen mehr.

Als sie so in den letzten Tagen zum Schützenplatz hinausspromenirt waren, hatten sie nur gute Wünsche und schöne Worte gehört und die allerliebste Ebelgarde war mehr wie ein Mal als das allerliebste, beste, intelligentteste Kindlein auf einige tausend Meilen im Umkreis geschildert worden. Und dieses Leben der Eltern, ... wie die Turteltauben.

So war der Donnerstag gekommen mit dem üblichen Festabschluß, dem großen Brillantfeuerwerk. Für dies Mal waren ganz besondere Ueberraschungen angekündigt worden: Wasserfeuerwerk, Tableaux illumineur, hunderte und aber hunderte von Kanonenschlägen.

„Na, heut Abend noch", hatte Leo Mittags beim Fortgehen gesagt, „dann hätten wir auch dieses Schützenfest in vollster Harmonie verlebt."

„Ach tes", hatte sein Frauchen genuntwortet und ihm mit einem herzhaften Kuß gedankt. „Du glaubst gar nicht, wie zufrieden ich bin."

Als Leo nach Hause kam, fand er sein Frauchen bereit zum Ausgehen, auch Ebelgarde präsentirte sich ihm in einem weißen Kleidchen.

„Na nu", staunte er, „weshalb hast Du denn die Kleine noch einmal angeputzt?"

„'s ist doch Feuerwerk heut Abend, das weißt Du doch so gut wie ich", erklärte ihm seine Frau.

„Ja aber", wandte er ein, „das geht doch nicht, daß wir das Kind mitnehmen".

„Warum denn nicht?" fragte seine Frau.

„Kinder in diesem zarten Alter gehören Abends ins Bett und nicht zum Feuerwerk", meinte er sehr ernsthaft, „Du hast Anna zu Haus, die wird schon auf Ebelgarde aufpassen."

„Anna!" lachte die Frau spöttisch auf, „Anna, — dieses leichtfertige Ding. Na, weißt Du, ich hätte Dir etwas mehr Sorge um unser Kind zugetraut, aber Du entpuppst Dich ja immer mehr als Rabenvater."

„Aber Frauchen", remonstrirte Leo, „so nimm doch Vernunft an. Du kannst doch das Kind nicht in diese Menschenmassen tragen, die stoßen und schieben Dich ja hin und her und drücken Dir das zarte Kindchen todt."

„Wer redet denn vom Tragen", fuhr seine Frau, „Ebelgarde kommt in den Kinderwagen und den schiebst Du . . ."

„Na, das wäre noch schöner", brauste er auf, „ich werde den Kinderwagen schieben, diese Karre elendige . . . über die habe ich mich schon gerade genug geärgert."

„Du gefühllosser Mensch", schluchzte die Frau, „Dich will ich gar nimmer sehen. Meinetwegen geh' Du allein zum Feuerwerk."

„Schön", meinte Leo ziemlich gleichgültig, stülpte den Hut auf und machte die Thür recht geräuschvoll hinter sich zu.

. . . Als die ersten Raketen am Nachthimmel emporstiegen und einen Schwarm bunter Leuchtkugeln herabsenkten, saß am Fenster Frau Leo und weinte bittere Thränen. Hätte sie sich blos der Einsicht ihres Mannes gefügt —

. . . Als die letzte Kanonenschlag verpuft war, ergoß sich die Menge in die Restaurants. Am Stammtisch des „Schwarzen Bären" erschien auch Herr Leo — seit 3 Jahren zum ersten Male wieder!

* * *

Der Schützenball.

Im großen Zelte tafelten die „Spitzen" der Stadt. Nachdem die Karte „heruntergegessen" war und die üblichen Trinksprüche „gestiegen" waren, begann der Schützenball. —

Die Polonaise, — vor der hatte Herr Bäckermeister Thiele einen höllischen Respekt. Denn seine Kuniguncde zwang ihn, die Frau Bürgermeisterin an der Tête des Zuges zu führen. Nun war das schon äußerlich ein komischer Anblick: er, der kleine, dicke Mann mit dem vollen, rothen Gesicht und sie, — wohl zwei Köpfe größer, hager, mit spitzem, blassen Gesicht.

Und dann die Unterhaltung! Wie hatte er sich da immer zusammen nehmen müssen. Was diese Frau alles wissen wollte, und wie sie die Fragen stellte, er hatte Noth und Mühe gehabt, seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Bald aber hatte er herausgefunden, daß die Frau Bürgermeister auf jedem Schützenball immer dieselben Fragen hervorbrachte und zwar gewöhnlich auch in derselben Reihenfolge. Da hatte er sich denn gehörig von einem Primaner, der in seinem Hause wohnte, instruiren lassen, — als Honorar hatte er ihm die Frühstückswecken gratis geliefert. Nach dieser Instruktion mußte sich das Gespräch folgendermaßen abspielen.

„Es herrscht doch immer ein sehr gewählter Ton auf unserm Schützenfest."

— „Gnädige Frau, das ist nicht anders möglich, auf einer Feste die von der Crème der Gesellschaft frequentirt wird, respektirt man das savoir-vivre."

„Sie müssen doch eine sehr sichere Hand haben, lieber Herr Meister, — daß Sie jedes Jahr die Königswürde erringen."

— „Meine Gnädigste, wer von Jugend auf in der Passion der edlen Schießkunst sich geübt hat, bringt es peu à peu darin zu einer Art Meisterschaft."

„Es war mir ein wirkliches Vergnügen, wieder ein Mal mit einem so ausgezeichneten Vertreter der Bürgerschaft zusammen gewesen zu sein."

— „Ganz auf meiner Seite, gnädige Frau, ich weiß diese hohe Ehre voll und ganz zu schätzen, — tausend Dank", . . . Verbeugung, Abgang nach rechts!

So, . . . das hatte er so fließend auswendig gelernt, daß Alles vorzüglich klappen mußte. Siegesbewußt führte er die Frau Oberbürgermeister durch den Saal. Er wußte, etwa zehn oder zwölf Schritt, ehe sie die Thür zum Nebensaal erreicht hatten, war die erste Frage fällig.

Aber, o Schreck, — die Frau Oberbürgermeister öffnete dies Mal nicht den Mund. Auch dort, wo sie zum zweiten Male zu tragen pflegte, blieb sie stumm, trotz aller flehentlichen Blicke, die ihr ihr Partner zuwarf. Endlich . . . die Polonaise nehte deren Ende, schien sie sich zu besinnen. Der Meister athmete erleichtert auf. Die Dame legte den Fächer an die Nase, dann meinte sie:

„Lieber Herr Meister, wenn nun das Mehl noch theurer wird, was werden Sie dann da machen?"

Der Meister verfärbte sich. Zuerst fand er überhaupt keine Worte, dann aber stammelte er fassungslos: „Dann, . . . dann, . . . back ich eben die Semmeln kleiner!"

„Wenn die neuen Handelsverträge eine Erhöhung der Getreidezölle bringen, was dann?" fragte die Dame weiter.

Dem Meister flirrten schwarze und gelbe Punkte vor den Augen. Er mußte stehen bleiben. „Dann . . ., dann . . .", der Angstschweiß perlte von seiner Stirre. „Ich was", platzte er schließlich los, „so traut man Dummie aus!" — verdrehte sich und verschwand. Er tauchte auch während des ganzen Schützenballes nicht wieder auf — —.

Aus dem Juwelenschrein fürstlicher Frauen

Von Th. V. Gall (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

So lange die Menschheit Freude hat an dem glitzernden Gestein, das seinen geheimnißvollen Zauber auf oft so magische Weise auszuüben weiß, so lange haben auch fürstliche Frauen es gewissermaßen als ein Vorrecht ihrer Stellung betrachtet, kostbare Schmuckstücke in ihren Besitz zu bringen. Die Geschichte manches vornehmen Hauses ist oftmals geradezu verwoben mit derjenigen von glänzenden Edelsteinen, die allmählich im Laufe der Jahrhunderte von den Frauen der betreffenden Familie in schön geschnitzten und kunstvoll ausgelegten Juwelenschreinen angesammelt wurden. Hadwig, die Herzogin von Schwaben, wie sie uns Scheffel in seinem „Ekkehard" in so treuer Wiedergabe der geschichtlichen Persönlichkeit schildert — selber eine kunstvolle Gemme, geschnitten von Meisterhand — besitzt natürlich gemäß der hohen Machtstellung, die sie unter den Fürstinnen im damaligen römischen Reich deutscher Nation einnimmt, eine reiche Fülle von Kleinodien aller Art. Aber den Vorzug giebt sie einem Beryll, also einem Edelstein, der heute schwerlich noch in besonderem Maße die Gunst der Frauenwelt genießen würde. Und doch was waren alle Kleinodien, die sie unter der Obhut dienender Frauen in ihren Burggemächern auf dem Hohen-Twiel in sicherem Verschluß hielt, im Vergleich zu den Schmuckstücken, in denen die Fürstinnen Alt-Roms im Zeitalter der Cäsaren zu prunken pflegten. Poppea trug Ohrringe, die nach heutigem Gelde 3 Millionen Mark werth wären, und Lollia Paulina, die Gattin Caligulas, umwand sich täglich Stirn und Hals, die weißen Arme und die rosigen Hände mit aus Perlen und Smaragden bestehenden Schnüren, die Plinius, wenn man wiederum den heutigen Werth bei der Berechnung zu Grunde legt, auf gegen 7 Millionen Mark veranschlagte. Auch die Frauen der Bourbonen verfügten über Juwelenschreine, in denen es glitzerte und glühte von allerhand Kleinodien oder sonstigen Schmuckgegenständen. Zumal zeichneten sich in dieser Hinsicht die Töchter der Medici aus, denn sie brachten in den Louvre aus ihrer florentinischen Heimath nicht nur den Reichthum des alten, zur Fürstenwürde emporgestiegenen Kaufhauses, sondern auch den großen künstlerischen Geschmack, wie er eben damals nur in der Heimath des Benvenuto Cellini und Michel Angelo in gleicher Weise anzutreffen war. Als Maria von Medici die Taufe eines ihrer Kinder rüstete, ließ sie sich ein Gewand herstellen, das mit breitausend Diamanten und der „Kleinigkeit" von zweiunddreißigtausend Perlen besetzt war. Es dürfte als ein Wunder der ehedem Kunstsicheren betrachtet werden, und die Mär davon lief, Neid und Bewunderung erregend, zu den Frauen sämmtlicher übrigen Fürstenhöfe Europas. Freilich war damit auch eine Möglichkeit gediehen, an die vorher kein Mensch gedacht hatte. Denn als die Königin dies Prachtgewand anlegen wollte, stellte sich heraus, daß es viel zu schwer war, um von ihr getragen werden zu können, so mußte Maria von Medici zu ihrem nicht geringen Verdruß dem feierlichen Akte in einem minderwerthigen Kostüm beiwohnen.

Ueberhaupt durften sich die gekrönten Frauen Frankreichs in Bezug auf Edelsteine und sonstiges Prunkgeschmeide einen Luxus erlauben, wie er kaum an einem anderen Hofe der Welt damals möglich war. Als jüd. Franz I. am 15. Juni 1530 mit Eleonore von Oesterreich vermählte, stellten die Kleinodien, mit denen sie sich schmücken konnte, einen Werth dar, der nach heutigem Gelde ungefähr 3675267 Francs ausmachen würde. Die Hauptzierde war der berühmte Rubin von 200 Karat, genannt „Cote de Breiagne". Katharina von Medici war, als sie Frankreichs Königin geworden, von diesem Kleinod so entzückt, daß sie es am liebsten immer getragen hätte. Nur deuchte es ihr für ihren prunkenden Sinn etwas zu einfach; sie ließ es darum mit eli Perlen neu „montiren". Gleichwohl konnte sich Katharina vorläufig noch immer nicht rühmen, all die wunderbaren Geschmeide, über die sonst Frankreichs Königinnen verfügt hatten, in ihrem Juwelenschrein zu bergen. Denn die meisten derselben schmückten die schönen Schultern Dianens von Poitiers, der Freundin Heinrichs II., und die Medicerin mußte sich wiederholt sagen lassen, daß ihre Nebenbuhlerin

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19000805045/fragment/page=0002